

Leistungssteigerung oder Leistungsvergleich: Worum geht es in modernen Gesellschaften?

Volker Schürmann

1 Leistungssteigerung als Phänomen

Das Phänomen der Leistungssteigerung ist in modernen Gesellschaften allgegenwärtig. Das ist für den Sport dieser Gesellschaften ganz offenkundig, und dies lässt sich bereits an einer kleinen, aber hoch signifikanten semantischen Verschiebung ablesen. Ein *record* war ursprünglich, in den Anfängen des modernen Sports, einfach eine (öffentliche und in den Fachblättern veröffentlichte) Ergebnisdokumentation (Eisenberg, 1999) – heute hat sich diese Bedeutung verflüchtigt, denn es geht um Rekordjagd, um Überbietung, um Weltrekorde und deren Verbesserungen. Ein Sport, der seine Ergebnisse lediglich dokumentiert, aber nicht an deren Steigerung interessiert ist, ist heute gar nicht mehr sag- und denkbar. Analoges gilt für moderne Gesellschaften insgesamt. Deren minimales, erst recht: deren gutes Funktionieren scheint an ihr ökonomisches Wachstum gebunden zu sein. Zwar flackern immer einmal wieder Diskussionen auf, an welchen Kennzahlen man dieses ökonomische Wachstum festmachen soll, aber selbst dort, wo die Orientierung am Bruttosozialprodukt als zu ökonomistisch kritisiert wird, steht außer Frage, dass es um Wachstum geht, das lediglich anders gemessen werden müsse. Ideologien, die ernsthaft einen Verzicht auf ökonomisches Wachstum ins Gespräch bringen wollen, gelten wohl völlig zu Recht als traumtänzerisch, denn das Rad der Geschichte lässt sich nun einmal nicht wieder zurückdrehen. Das hegemoniale Selbstverständnis ist daher eindeutig: Ein freiwilliger Verzicht auf wie immer gemessenes ökonomisches Wachstum, oder auch nur ein Moratorium, ist offenbar mit der Mobilität moderner Gesellschaften und mit der von ihnen versprochenen Lebensqualität unvereinbar. Das ändert auch kein noch so nachdrücklicher Verweis auf ökologische Krisen, denn auch deren Lösungen müssen finanziert werden und sind daher gemäß diesem vorherrschenden Selbstverständnis abhängig von öko-

nomischem Wachstum – und überhaupt dürfe man den Erhalt von Arbeitsplätzen und ökologische Nachhaltigkeit nicht gegeneinander ausspielen. Diese Orientierung an ökonomischem Wachstum ist nicht nur eine westliche Marotte; auch China hat diese Orientierung jüngst noch einmal nachdrücklich bekräftigt, indem es eine Verringerung der quantitativen Steigerungsraten als qualitatives Wachstum umgedeutet hat.

2 Zur Notwendigkeit von Gesellschaftstheorie

Das *Phänomen* der Leistungssteigerung begegnet also überall und lässt sich in und für moderne Gesellschaften gar nicht wegdenken. Doch dieser Umstand, der hier weder bestritten noch wegdiskutiert werden soll, beantwortet noch nicht die Frage, ob dieses Phänomen auch ein *inhärentes* Phänomen ist: ob es zur Logik moderner Gesellschaften dazugehört, auf Leistungssteigerung geeicht zu sein. Ein Phänomen mag verbreitet sein wie immer – immer könnte es jedoch ein bloßer Begleiteffekt einer ganz anderen Logik sein. Beispielsweise unken ja noch immer einige, dass die Orientierung an ökonomischem Wachstum keineswegs Ausdruck eines intrinsischen Imperativs zur Leistungssteigerung moderner Ökonomien als solcher ist, sondern vielmehr Vehikel von Profitmaximierung. Und selbst im Feld des Sports kann man ins Grübeln kommen. Um es nur an der Spitze des Eisbergs festzumachen: Zwar steht außer Frage, dass sich der Deutschen liebste Sportart, der Fußball, in den letzten Jahren massiv verändert hat – dass er „dynamischer“ geworden ist –, aber gerade beim Fußball verbieten sich gewisse Steigerungslogiken. Es macht wenig Sinn, ein 2:0 beim nächsten Mal unbedingt durch ein 3:0 überbieten zu wollen; es macht wenig Sinn, einen Vorsprung von 10 Punkten am Ende einer Saison durch einen Vorsprung von 20 Punkten in der nächsten Saison überbieten zu wollen respektive schon im Oktober als Meister feststehen zu wollen; es ist nicht eigentlich das Anliegen, zehnmal hintereinander Deutscher Meister zu werden, sondern man will einfach nur jede Saison aufs Neue Deutscher Meister werden.

Das *Phänomen* der allgegenwärtigen Leistungssteigerung ist also in Bezug auf seine Rolle in modernen Gesellschaften nicht selbsterklärend. Immer dort, wo es als Symptom für typische Züge moderner Gesellschaften genommen

wird, ist es ein gesellschaftstheoretisch gelesenes Phänomen, das insofern eben deshalb unterschiedliche Lesarten zulässt. Für alle Gesellschaftstheorien, denen *Leistungssteigerung* als inhärentes Moment moderner Gesellschaften gilt, ist die empirisch konstatierbare und weit verbreitete Leistungssteigerung nicht etwa ein Mittel oder Vehikel eines anderen Zwecks oder Anliegens, sondern moderne Gesellschaften werden dort durch die Logik der Leistungssteigerung erklärt. Andere Gesellschaftstheorien bestreiten demgegenüber, dass das Funktionieren moderner Gesellschaften durch diese Logik erklärt werden kann – vielmehr könne und müsse das Phänomen der Leistungssteigerung seinerseits erklärt werden, nämlich durch die Logik X, die eben von dieser Gesellschaftstheorie in Anschlag gebracht wird. Beispielsweise wird jede Kapitalismustheorie, die sich nicht selbst weichgespült hat, ökonomisches Wachstum als Effekt, nicht aber als bedingende Logik einer intrinsischen Mechanik der Profitmaximierung ansehen.

Man kann hier sehen, dass ein Streit zwischen Gesellschaftstheorien kein bloß akademischer Streit um des Kaisers Bart ist. Vielmehr zeitigen verschiedene Gesellschaftstheorien auch verschiedene politische Konsequenzen. Spätestens dann, wenn man bestehende Gesellschaften verändern oder aber deren Missstände beseitigen will, bieten unterschiedliche Gesellschaftstheorien ganz unterschiedliche Diagnosen, welche Logik es denn sei, die repariert oder verändert werden müsse.

Analog, wenn auch harmloser, zeigt sich solche praktische Relevanz von Gesellschaftstheorie auch im Feld des Sports. Wer das Funktionieren moderner Gesellschaften an die Logik der Leistungssteigerung bindet, der wird konsequenterweise auch das Funktionieren des modernen Sports an diese Logik binden. Einschlägig ist dann der Verweis auf eines der beiden olympischen Motti, nämlich auf „schneller – höher – stärker“; das andere Motto („dabei sein ist alles“) gilt dort als ideologische Vernebelung der eigentlichen und allein zählenden Steigerungslogik. Wer eine solche Gesellschaftstheorie des modernen Sports vertritt, der wird konsequenterweise die verbreiteten Doping-Praktiken gerade nicht als (moralische) Gefährdungen des Sports lesen, sondern als Ausdruck der eigentümlichen Logik des Sports, der eben auf Steigerung geeicht sei. Wer A: Sport sagt, der müsse auch B: Doping sagen – alles andere verkenne die intrinsische Steigerungsfigur des modernen Sports, der auch nur eine moderne Technologie sei wie viele andere auch. Prominenter

Vertreter dieser Position ist Eugen König (exemplarisch König, 2004), der hier schon deshalb genannt zu werden verdient, weil er vor den handfesten Konsequenzen der Leistungssteigerungstheorien nicht nur nicht zurückschreckt, sondern diese im Gegenteil offenlegt.

3 Zur Rolle von Fairness im Sport

Aus unterschiedlichen Gesellschaftstheorien des Sports ergeben sich insbesondere unterschiedliche, ja diametral entgegengesetzte Rollen der Norm der Fairness im und für den Sport. Wie oben schon angedeutet, können die genannten Leistungssteigerungstheorien des Sports – also diejenigen Theorien, die das Phänomen der Leistungssteigerung zur inneren Logik des Sports erklären – in der Norm der Fairness gar nichts anderes sehen als ein moralisches Deckmäntelchen, das ausschließlich dazu dient, die gegebenenfalls unschönen Konsequenzen der Steigerungslogik tarnen zu wollen. Die Rede von Fairness taugt dort *ausschließlich* für Sonntagsreden von Sportfunktionären und ihnen gehorsam folgenden Sportwissenschaftlern; wer demgegenüber unverblendet auf den Sport sieht, der müsse die Steigerungslogik als innere Logik des Sports betrachten, was jede Rede von einem sogenannten „sauberen Sport“ als unhaltbare Beschwörungsformel demaskiere. Man muss nicht eigens betonen, *wie* sehr diese Position den augenfälligen Phänomenbefund des zeitgenössischen Leistungssports gleichsam erdrückend auf ihrer Seite hat. In der Tat halten Sportfunktionäre ausschließlich Sonntagsreden, wenn sie über Fairness reden. An ihren Sportfunktionärs-Werktagen dagegen binden sie die Sportförderung an die Anzahl der erzielten Medaillen, sehen keine Sklaven in Katar, müssen nachträglich belehrt werden, dass es im Sommer heiß ist in Katar etc.

Es braucht einen langen Atem, um auch an dieser Stelle darauf zu beharren, dass die noch so erdrückenden phänomenalen Befunde nicht selbst sagen, wie sie angesehen werden wollen. Wer hier auf einer anderen gesellschaftstheoretischen Lesart der ganz unstrittigen phänomenalen Befunde besteht, setzt sich notorisch dem Verdacht aus, der Ideologie der Rede von einem „sauberen Sport“ bereits aufgesessen zu sein. Und dennoch: Es ist nicht selbsterklärend, dass eine Leistung im Sport *dadurch* verbessert wird, dass sie gesteigert wird. Es ist nicht von vornherein völlig abstrus, eine eigene Logik des Sports als

Sport in Anschlag zu bringen, die dann auch prägen wird, was eine *sportliche* Leistung, im Unterschied zu einer nicht-sportlichen Leistung, ist. Es ist daher nicht von vornherein ideologieverdächtig, wenn man auf ein bekanntes, und im Breitensport auch noch verbreitetes, Selbstverständnis verweist, das eine sportliche Leistung gerade nicht an unbedingte Leistungssteigerung bindet, sondern *sportliche* Leistung an eine Bedingung knüpft. Gemäß diesem Selbstverständnis ist es gerade keine *sportliche* Leistung, *alles* für den Sieg zu geben, und unbedingt, also ungebunden durch jede Bedingung, gewinnen zu wollen. In diesem Selbstverständnis soll man vielmehr *das Beste* für den eigenen Sieg geben, also auf eine ganz bestimmte Art und Weise gewinnen wollen. In diesem Selbstverständnis ist es beispielsweise keine sportliche Kunst, gegen einen von vornherein schwächeren Gegner zu gewinnen, es sei denn, gerade diese Situation wird (wie im DFB-Pokal) inszeniert; und es zählt dort nicht als *sportliche* Leistung, wenn man beim Marathon eine Abkürzung läuft und sich nicht dabei erwischen lässt.

Es ist klar, dass eigene Logiken – des Sports, des Rechts, der Kunst, der Wissenschaft, des Privaten etc. – organisatorisch ermöglicht und abgesichert werden müssen, also gegebenenfalls auch außer Kraft gesetzt sind. Es kann sein, dass im zeitgenössischen Leistungssport die Bedingtheit der *sportlichen* Leistung außer Kraft gesetzt ist und allein die unbedingte Leistungssteigerung zählt. Dann wäre (aber lediglich) klar, dass eine solche Gesellschaft einen *anderen* Leistungssport praktiziert, als sich jenes Selbstverständnis auf die Fahnen geschrieben hatte, das heute vielleicht nur noch im Breitensport lebendig ist.

Jenes vielleicht im Aussterben begriffene Selbstverständnis des Sports war schlicht die im Feld des Sports deklarierte Art und Weise des generellen Versprechens der Bürgerlichen Gesellschaft, auf soziale Mobilität im Modus der Leistungsgerechtigkeit zu setzen (ausführlicher Schürmann, 2006). Es kann hier ganz offen bleiben, ob es bloß das ideologieverdächtige Versprechen der *bourgeois* ist oder ob es tatsächlich das verfassungsmäßig verankerte Versprechen ist, das sich die *citoyens* einer modernen Bürgerlichen Gesellschaft geben.

4 Leistungsvergleich statt Leistungssteigerung

Die Gesellschaftstheorie *Mediale Moderne* (vgl. Böckelmann et al., 2013) setzt nicht auf Leistungssteigerung als innerer Logik moderner Gesellschaften. Sie bindet den revolutionären Umbruch, der mit modernen Gesellschaften gegeben ist, nicht primär an die industriellen Revolutionen und auch nicht primär an eine Revolutionierung in der „Denkungsart“ (Kant), sondern an den Umbruch im Politischen, wie er im Zuge der Französischen Revolution oder der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung erfolgt ist und in den Deklarationen der Menschenrechte seinen rechtsverbindlichen Ausdruck findet. In der Staatsbürgerschaft, die erklärtermaßen *alle* Menschen kategorisch und ohne weitere Bedingung zu Personen gleicher Rechte macht, und in der damit gegebenen republikanischen Organisationsform des Politischen – alle Staatsbürger herrschen über alle Staatsbürger: wir über uns – manifestiert sich das Grundversprechen der Bürgerlichen Moderne: Die soziale Stellung in der Gesellschaft und das individuelle Glück sollen nicht länger abhängig sein von einer vorgegebenen Zuweisung („qua Geburt“), sondern sollen durch das eigene Handeln veränderbar sein. Doch soziale Mobilität in diesem basalen, gleichwohl revolutionären Sinn macht nicht als solche das Versprechen moderner Gesellschaften aus. Soziale Mobilität als solche wäre auch dadurch gegeben, dass man all diejenigen, die der eigenen Mobilität im Wege stehen, buchstäblich aus dem Wege räumt; soziale Mobilität als solche wäre auch dann gegeben, wenn alle ihre Stellung verändern könnten, dies aber rein gar nichts an vorherrschenden sozialen Benachteiligungen ändert. Diejenige soziale Mobilität, die in und mit den Bürgerlichen Revolutionen versprochen wird, ist eine Mobilität, die durch eine bestimmte intrinsische Normativität spezifiziert ist: Sie soll in der Weise organisiert sein, dass es dabei gerecht zugeht. Deshalb gelten alle als Personen gleicher Rechte, deshalb sollen alle an der Organisation dieser sozialen Mobilität beteiligt sein, deshalb müssen gegebenenfalls die je individuellen Startbedingungen sozialer Mobilität aktiv gestaltet oder allererst hergestellt werden und manches mehr. Das Maß dessen, was dabei Gerechtigkeit meint, ist die Würde, d.h. die unaustauschbare Einmaligkeit jedes und jeder Einzelnen. Gerecht geht es in der sozialen Mobilität letztlich dann zu, wenn niemand darauf reduziert wird, ein Mittel zu einem anderen Zweck zu sein, und alle in dieser deklarierten Einmaligkeit und Unaustauschbarkeit geschützt werden,

und zwar sowohl geschützt in ihrem Sosein als auch in ihrer Entwicklung. Die Operationalisierung dieser normativ an Würde gebundenen sozialen Mobilität ist in der Gesellschaft der Bürger die Leistungsgerechtigkeit: Jede und jeder soll, im radikalen Bruch mit der Vormoderne, über soziale Mobilität verfügen, und das Vehikel dieser sozialen Mobilität ist der Vergleich der je individuellen Leistungen, der in dem Maße das Ausmaß der sozialen Mobilität bestimmt, in dem es dabei gerecht zugeht.

Dieses Versprechen kann man daher auf die Formel bringen, dass nicht mehr gilt ‚Jeder nach seiner Geburt!‘, sondern ‚Jede und jeder nach ihrer/seiner Leistung!‘ Dabei ist die Operationalisierungsform der Leistungsgerechtigkeit keineswegs alternativlos und keineswegs unumstritten. Ohne Abstriche an dem Grundversprechen der Bürgerlichen Gesellschaft kann man jene Operationalisierungsform der Bürger kritisieren und durch eine andere ersetzen wollen, wie z.B.: ‚Jede und jeder nach ihren/seinen Bedürfnissen!‘

Es liegt dann auf der Hand, dass der Wettkampf des klassischen modernen olympischen Sports die spielerische Inszenierung jenes Versprechens ist, und zwar in der Operationalisierungsform der Leistungsgerechtigkeit (vgl. Schürmann, 2006). Die sinnliche Veranschaulichungsform jenes Versprechens lautet im Feld des Sports: Dann, und nur dann, wenn gleichwertige sportliche Gegner gegeneinander antreten, sieht man, dass nicht mehr willkürliche und vorgegebene Merkmale über Sieg und Niederlage bestimmen – also z.B. zufällige Gewichtsunterschiede beim Boxen –, sondern die individuelle Leistung, die dann den Ausschlag geben *kann*, und die dann, gepaart mit dem *kairos* der Tagesform, auch tatsächlich den Ausschlag gibt. Ohne Gewichtsklasseneinteilung könnten die willkürlichen Unterschiede im Gewicht der Boxenden typischerweise auch durch noch so großartige individuelle Leistung nicht ausgeglichen werden.

Fairness im Olympischen Sport ist nur dies: Mitglied der Olympischen Bewegung zu sein heißt sich zu versprechen, dass „soziale Mobilität“ im Olympischen Sport gewährleistet ist und als sportlicher Wettkampf so organisiert ist, dass nur die individuelle Leistung mit ein wenig Glückes Geschick über Sieg und Niederlage entscheidet. Fairness heißt hier nichts weiter als: Der Ausgang des Wettkampfs soll zu Beginn und im Verlauf offen sein und bleiben – der Ausgang soll nicht schon vorab entschieden sein oder unterwegs durch unlautere Über-

vorteilung des Gegners, die nicht durch dessen Leistung ausgeglichen werden *kann*, entschieden werden.

5 Gleichheit der Rechte statt Gleichheit der Menschen

Mediale Moderne bindet also (Leistungs-)Gerechtigkeit an das Maß der Würde. Dazu könnte und müsste vieles näher ausgeführt werden (vgl. etwa Schürmann, 2011). Zum besseren Verständnis der Pointe dieses Konzepts von Gerechtigkeit sei hier lediglich programmatisch darauf verwiesen, dass es sich unter anderem um den Versuch handelt, aus der Kontroverse Liberalismus vs. Kommunitarismus auszusteigen. Eine der zentralen Voraussetzungen dafür ist der Ausstieg aus der Locke'schen Traditionslinie des Person-Begriffs. In der Gesellschaftstheorie *Mediale Moderne* ist Personalität weder selbst eine Eigenschaft von gewissen Naturwesen noch an eine (empirische) Eigenschaft gebunden, sondern Personalität ist ein Statusbegriff (hier: Person gleicher Rechte), was an die alte Tradition anknüpft, Personalität an die Figur der Maske zu binden (vgl. Kobusch, 1993; Schürmann, 2007, 2009). *Mediale Moderne* betrachtet daher die Einteilung der Philosophie der Person in jene zwei großen Lager, von denen z.B. Thorsten Galert (2016) spricht, als eine Binnendifferenzierung, der ein ganz anderes, freilich kleines Lager entgegengesetzt wird. Der Unterschied ist drastisch und m.E. nicht harmonisierbar. Wer Personalität im Anschluss an Locke an eine (empirisch konstatierbare) Eigenschaft bindet und sich in der Folge nur noch darüber streitet, welche Eigenschaft dies sein soll und/oder ob es sich um eine naturale oder soziale Eigenschaft handelt, der führt de facto eine „Aufnahmeprüfung“ ein (Stekeler-Weithofer, 2002, S. 22). In den Kreis der Auserwählten – also in den Kreis derjenigen, die als Person zählen – kommen nur die hinein, die die jeweilige Eigenschaft besitzen. Man kann die Latte der zu erbringenden Prüfung dann höher oder niedriger hängen – in den verbreiteten Varianten fallen dann gewöhnlich Säuglinge, Koma-Patienten, Demente, schwer geistig Behinderte bei dieser Prüfung durch und zählen nicht zu den Personen. Zur selben Logik gehört, den großen Affen zu machen und empirische Forschungen darüber zu betreiben, was gewisse Menschenaffen auch schon alles können, weshalb sie auch in den Kreis der Personen aufgenommen werden sollten.

Mit dem Geist der Menschenrechtserklärungen ist dieser Person-Begriff grundsätzlich nicht verträglich. Die historische Errungenschaft der Menschenrechtserklärungen liegt gerade darin, Personalität von *allen* empirischen Eigenschaften und Fähigkeiten, egal ob tatsächlich realisiert oder nur als Potenzial zugeschrieben, zu entkoppeln. Die Menschenrechtserklärungen *deklarieren*, dass *alle* Menschen (und im Moment noch: nur Menschen) als Personen gleicher Rechte *gelten*. Wir haben dies deshalb deklariert, weil wir uns allen einen *besonderen* Schutz, nämlich den Schutz von Würdigen, zubilligen wollen. Niemand von uns soll – in Kant'scher Terminologie, aber in der Sache unabhängig von dessen Philosophie – darauf reduziert werden können, ein Mittel zu einem anderen Zweck zu sein. Wie groß oder klein auch immer unser individueller Preis sein mag und wie auch immer wir diesen jeweiligen Preis achten und schätzen, es soll nicht passieren, dass einer von uns auf diesen seinen Preis reduziert wird, denn jede und jeder von uns gilt ganz unabhängig von seinem Preis als *würdig*, also als unaustauschbar-einmalig. Dieser Status von Würdigen kommt allen Menschen als Personen gleicher Rechte nicht nur unabhängig davon zu, über welche Eigenschaften und Fähigkeiten sie verfügen, sondern auch noch umgekehrt: Keine Eigenschaft oder Fähigkeit darf dazu herhalten, ihnen die Gleichheit der Rechte vorzuenthalten. Selbst noch ein Schalke-Fan gilt als Person, egal ob das einem Fan von Borussia Dortmund passt oder nicht. Alle Menschen haben diese Rechte – nicht *weil* sie zur Gattung Homo sapiens gehören, sondern deshalb, weil wir deklariert haben, dass ganz ohne Aufnahmeprüfung jedes Mitglied unserer Gattung auch zu uns gehört, *also* Person gleicher Rechte ist. Selbstverständlich gibt es unterschiedliche Fälle und Regelungen, wie (und von wem) diese Rechte *wahrgenommen* werden, aber auch Kinder, Strafgefangene, Koma-Patienten *haben* diese Rechte, denn sonst könnten sie mehr oder weniger lieblos oder mehr oder weniger liebevoll einfach entsorgt werden. Dies *ist* der grundsätzliche Bruch, der mit den Menschenrechtserklärungen vollzogen wurde: Im Unterschied zur Vormoderne gilt Kindheit nun als grundrechtlich geschützte Entwicklungsphase, Angeklagte haben ein Recht auf ein faires Verfahren einschließlich der Unschuldsvermutung, auch Schwerkranke dürfen nicht rein nach Kosten-Nutzen-Erwägungen behandelt werden etc. Dies ist der Unterschied zwischen Rechtsstaatlichkeit und Recht des Stärkeren.

Hier ist also von Gleichheit *der Rechte* und von unaustauschbarer Einmaligkeit die Rede. Es ist einfach nicht zutreffend, dass in den Menschenrechtserklärungen die Gleichheit der Menschen postuliert wird. Ganz im Gegenteil: Alle gelten als einmalig und *deshalb* als zu schützende Personen gleicher Rechte. Die sachliche und politische Ver(w)irrung, die eintritt, wenn man Personalität an eine empirische Eigenschaft bindet, um sich *dann* auf die Suche nach der sogenannten „Gleichheit“ der Menschen respektive Personen zu machen, kann man – rein exemplarisch – bei Peter Singer beobachten. Im Kapitel „Gleichheit und ihre Implikationen“ seiner *Praktischen Ethik* (Singer, 1984) verhandelt er zunächst die gängigen Positionen „der herrschenden politischen und moralischen Orthodoxie“ (ebd., S. 26 f.), deren „Bestandteil“ heutzutage das „Prinzip der Gleichheit aller Menschen“ sei. In Debatten, die sich im Rahmen dieser Orthodoxie bewegen, gilt dann als ernsthaft zu erwägender „Einwand“, dass die Menschen aber doch verschieden seien (worüber offenbar diejenigen, die der Parole *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* nachliefen oder noch immer nachlaufen, eigens belehrt werden müssen): „Es ist eine offene Tatsache, daß die Menschen verschieden sind, und die Verschiedenheiten betreffen so viele Merkmale, daß die Suche nach einer faktischen Grundlage, auf der sich das Gleichheitsprinzip errichten ließe, hoffnungslos erscheint“ (ebd., S. 28). Die Konsequenz, die Singer daraus zieht, ist bemerkenswert: Im ersten Schritt verweist er schlicht darauf, dass sich jene Orthodoxie in der Adresse geirrt hat. Wer das Prinzip der Gleichheit in einem gleichen (empirischen) Merkmal für alle fundieren will, der hat schlicht die falsche Suchstrategie gewählt: „Gleichheit ist ein grundlegendes moralisches Prinzip, nicht eine Tatsachenbehauptung“ (ebd., S. 32). Wohl wahr. Bei dem, was Étienne Balibar (2012) heutzutage so schön „Gleichfreiheit“ nennt, ist von empirischer Gleichheit gewisser Naturwesen überhaupt nicht die Rede. Menschen *sind* nicht gleich, sondern die Rede ist von ihrer bürgerschaftlichen Stellung, als Personen gleicher Rechte zum Schutze ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit *zu gelten*. Im zweiten Schritt allerdings unterminiert Singer diese seine eigene Einsicht. Er wechselt vom moralischen Prinzip *direkt* zu einer (nötigen) Operationalisierung, bei ihm: Interessenabwägung. Mit dieser offensiven Gleichsetzung des Prinzips der Gleichheit mit dem „Prinzip der gleichen Erwägung von Interessen“ (ebd.) ist die Frage des gesellschaftlichen Status, fraglos als Person zu gelten, doch wieder ersetzt worden durch eine empirische Frage. Konsequenterweise wird im

Rest des Buches wieder und weiter verhandelt, worin die korrekte Aufnahmeprüfung liegt, um zu den Personen zu zählen. Zwei Pole sind klar: Steine haben keine Interessen (ebd., S. 73) – männlich-weiß-christlich-heterosexuelle Bourgeois haben klarerweise Interessen und können diese auch artikulieren – alles dazwischen ist ein Graubereich, der erst einmal zu verhandeln ist.

Im Kontext des Sports hört man dieselben Argumente: Die Idee der gleichen Startchancen beim sportlichen Wettkampf sei abstrus, weil es doch einfach nicht so sei, dass alle gleich sind – also z.B. andere Talente haben, andere Trainingsbedingungen etc. *Deshalb* sei das Prinzip der Fairness nur eine schöne (oder gar: die Realität verschleiernde) Idee.¹ Aber auch hier ist von der Gleichheit der Gegner nicht die Rede, sondern von ihrer *Gleichwertigkeit*. In der Tat wäre jeder sportliche Wettkampf witzlos, also seiner Pointe beraubt, wenn alle beteiligten Sportler und Sportlerinnen gleich wären. Dann ginge es nämlich notwendigerweise immer unentschieden aus. Eine Einteilung in Gewichtsklassen stellt insofern Gleichwertigkeit her, als sie der durch Erfahrung untermauerten Annahme folgt, dass bei Kämpfenden innerhalb derselben Gewichtsklassen die individuellen Unterschiede im Körpergewicht typischerweise durch die individuelle sportliche Leistung ausgeglichen werden *können*; zwischen den Gewichtsklassen werden dagegen die Unterschiede im Gewicht so groß, dass dieser Ausgleich nicht mehr gewährleistet ist und ergo schon vor dem Kampf quasi feststeht, dass ein Schwergewicht gegen ein Leichtgewicht gewinnen wird. Dass es im Hochsprung keine Einteilung in Klassen der Körperlänge gibt, sondern dort die Frage der Körperlänge als individuelles Talent verhandelt wird, ist der Tradition, dem Zufall, mehr oder weniger guten Gründen geschul-

1 Aus *methodischen* Gründen gebe ich hier keinen Beleg aus der Literatur. Was ich damit ausdrücken will, ist mindestens dreierlei: (i) *Diese* Kritik am Fairness-Prinzip, die einklagt, dass die Athleten alle verschieden sind und ergo keine gleichen Startchancen haben, prägt zuallererst das *Klima* bestimmter Diskussionen, also, so die These, auch dann noch, wenn niemand diese Position wortwörtlich vertritt. (ii) Es ist primär eine These zur lebensweltlichen Diskussion, die sich selbstverständlich immer einmal wieder auf sportwissenschaftliche Literatur beruft und umgekehrt die sportwissenschaftliche Diskussion prägt, gleichwohl aber nicht mit der wissenschaftlichen Diskussion zusammenfällt. (iii) Der Tatsache, dass diese Argumentation auch wortwörtlich vertreten wird, kann man sich bei jeder x-beliebigen Diskussion zum Thema vergewissern – hier auf einzelne Belegstellen zu verweisen, wäre reine Willkür.

det; dass es nicht recht überzeugend ist, die Trainingsbedingungen marokkanischer Bobfahrer als individuelles Talent oder als machtpolitisch vernachlässigbar zu verhandeln, ändert sich erst in zarten Ansätzen in jüngster Zeit. All das ändert nicht nur nichts am Prinzip der Gleichwertigkeit der sportlichen Gegner, sondern bestätigt es: Der Witz eines sportlichen Wettkampfs liegt darin, dass die individuelle Leistungsverschiedenheit der Wettkämpfenden nicht schon vorher so groß ist, dass sie nicht im Wettkampf ausgeglichen werden kann. Welche Kenngrößen dabei als solche des individuellen Talents und welche als solche gelten, die die Gleichwertigkeit der Gegner gefährden und ergo zu regeln sind, ist historisch, kulturell und sportpolitisch umkämpft. Im Wimbledon gilt selbst die Kleidungsfarbe der Tennisspieler und Tennisspielerinnen als Kenngröße, die die Gleichwertigkeit gestaltet, was dann für viele nur noch als „alter Zopf“ durchgeht.

6 Enhancement: Leistungssteigerung statt Leistungsvergleich

Enhancement ist der Nachfolger der aufklärerischen Perfektibilität in Zeiten der zeitgenössischen Biopolitik. Nicht die schlechteste Übersetzung von „Perfektibilität“ lautet: unbestimmbare Verbesserbarkeit (vgl. Benner & Brüggem, 1996). Ihr zentrales konzeptionelles Problem, in der all ihre Ambivalenz wurzelt, liegt in der Doppeldeutigkeit dieser Unbestimmbarkeit. Das der Aufklärung verpflichtete Grundanliegen, und entsprechend die erste Bedeutung, ist *Unbestimmbarkeit* im Sinne der Unfeststellbarkeit, der Nicht-Arretierbarkeit. Soziale Akteure, die als Person und damit als perfektibel gelten, gelten als in ihrer Entwicklung offen, d.h. als nicht festgelegt und nicht festlegbar. Perfektibilität in diesem Sinne ist die Minimalbedingung für Mündigkeit und Auto-Nomie, denn nur Wesen, die als in ihrer Entwicklung offen gelten, können über solche Entwicklung selbst-gesetzgebend bestimmen. Perfektibilität in diesem Sinn ist also der *Gegenbegriff* zu Perfektion: Wesen, die als perfekt, und nicht als perfektibel, gelten, haben mit ihrer Entwicklung abgeschlossen. Im Postulat der Perfektibilität aller manifestiert sich daher in Kontexten von Bildung und Bildungstheorie der radikale Bruch mit Ständegesellschaften, die solche Offenheit der Entwicklung wenn überhaupt, dann nur als Privileg kennen.

Die zweite und notorisch verunklarte Bedeutung von Unbestimmbarkeit liegt darin, vermeintlich nichts weiter zu diesem Prozess der offenen Entwicklung sagen zu können, weil *jede* materiale Aussage vermeintlich eine Festlegung und damit ein Bruch mit der postulierten Offenheit der Entwicklung sei. Die Nicht-Arretierbarkeit nimmt dort, unterlegt durch die Unbestimmbarkeit der Entwicklung, die Form des Immer-weiter-und-immer-weiter an. Entwicklung sei dann und nur dann offen, wenn *jeder* erreichte Stand der Entwicklung noch überboten werden kann – wenn man sich nicht zufrieden gibt mit dem erreichten Stand der Entwicklung: lebenslanges Lernen als Humankapital. Selbstverständlich wird diese Logik der unbestimmbaren Optimierung in aller Regel schönegeredet. Das Anliegen der Entwicklung der Person gilt gerade deshalb als offen, weil diese Entwicklung „niemals abgeschlossen“ sei – das Ziel der einmaligen Persönlichkeit ist dort also ein sogenanntes Ideal, das zerstört ist, wenn es erreicht wäre, also wenn Perfektibilität gleichsam in Perfektion erstarrt wäre.

Spaemann (1971) hat den Finger in die Wunde gelegt: Solcherart „Emanzipationsideologen“, die sich die Offenheit der Entwicklung nur als Unabschließbarkeit und unendliche Annäherung denken können, merken nicht, dass sie ihr eigenes Anliegen torpedieren. Wenn alle immer nur mündig *werden*, dann ist niemand mündig, aber alle hängen am Tropf dieser Ideologen, die ja immerhin schon wissen, dass es immer weitergehen müsse mit der Entwicklung. „Emanzipationsideologen sind so schließlich noch die einzig Mündigen. Sie programmieren die Lernprozesse, denen sie die anderen unterwerfen“ (Spaemann, 1971, S. 321).

Offenheit der Entwicklung ist dort formalistisch, also maßlos gedacht: Das pure Dass des Immer-weiter der Entwicklung gilt einzig noch als Offenheit. Diese zweite Bedeutung der Unbestimmbarkeit der Entwicklung verkennt zwei materiale Prämissen, ohne die gar nicht von einer Offenheit und Selbst-Gesetzgebung der Entwicklung gesprochen werden kann. Zum Ersten muss man bereits als Person gelten, um auf Offenheit oder Festgelegtheit der Entwicklung befragt werden zu können. Für Kinder im Mittelalter kam Perfektibilität erst gar nicht infrage, und das war kein Unterschied in den Merkmalen von Kindern im Mittelalter gegenüber Kindern in der Moderne, sondern ist eine Frage des gesellschaftlichen Status. Nur Personen können sich *als* Personen zur Persönlichkeit entwickeln – die formalistische Lesart der Emanzipationsideolo-

gen reduziert diese Notwendigkeit des deklarierten sich wechselseitigen Anerkennens als Person auf einen reinen Prozess der Genese *zur* Person (Schürmann, 2014a). Zum Zweiten verkennt das formalistische Optimierungskonzept unser aller Erfahrung, dass Persönlichkeiten in sich ruhen können und gerade nicht im Hamsterrad des Immer-weiter leben müssen. Zu dieser Erfahrung gehört, dass wir in sich ruhenden Persönlichkeiten keinen Mangel an Entwicklungsoffenheit vorwerfen – im Gegenteil.

Die Enhancement-Debatte reitet auf der Welle der ersten Bedeutung von Unbestimmbarkeit der Entwicklung: Wer will sich anmaßen, freien Menschen irgendwelche Entwicklungsmöglichkeiten zu verwehren? Der Prototyp von Enhancement sind die Schönheitsoperationen: Auch ohne medizinische Indikation wollen sich gewisse Menschen in ihrem Aussehen und Wohlbefinden verbessern, und nur ein Übermaß alteingesessener moralischer Bedenken kommt solcher Freiheit in die Quere. Damit die Krankenkassen es dennoch bezahlen und ein Geschäft daraus wird, ändert man unter großem Beifall den vermeintlich vergilbten Begriff der Krankheit zu einem Begriff unbestimmbaren Wohlbefindens, sodass sehr schnell „klar“ ist, wie man dennoch eine medizinische Indikation stellen kann. Es ist ja klar, dass man sich mit einer krummen Nase, abstehenden Ohren, zu kleinen oder zu großen Brüsten in seinem psychischen Wohlbefinden eingeschränkt fühlen muss. Diese Salamtaktik greift überall, um den Weg des Enhancement-Geschäfts als Postulat der freien Entwicklung nur um der freien Entwicklung wegen zu ebnen. Insbesondere wird auf diesem Wege das Doping salonfähig gemacht: Managern sei es ja auch nicht verwehrt, sich durch Einnahme von Substanzen fit zu halten, Schülerinnen könne und würde man ja auch nicht verwehren, sich für und in Prüfungen mit gewissen Mittelchen ruhigzustellen – wo kommen wir denn hin, wenn wir diese normalen und verbreiteten Praktiken ausgerechnet freien Sportlern und Sportlerinnen vorenthalten wollten!?

Die Enhancement-Welle ist die offensive Weigerung, die Frage nach dem Maß der Optimierung des Menschen zu stellen, damit die zweite Bedeutung von Unbestimmbarkeit der Entwicklung nicht in den Blick gerät und das Geschäft stört. Es wird nicht nur nicht gefragt, ob die Logik eines Leistungsvergleichs im sportlichen Wettkampf, die Logik eines Leistungsvergleichs in schulischen Prüfungen, die Logik der Leistungssteigerung von Bediensteten eines Unternehmens dieselben oder verschiedene Logiken sind, sondern es wird

offensiv suggeriert, dass nur die phänomenale Oberfläche der Einnahme von Substanzen zur Leistungssteigerung zähle – und dass es deshalb im Namen von Willkürfreiheit keinen Unterschied der Logik geben dürfe.

Das Versprechen der Moderne war ein anderes. Ihr ging es nicht um soziale Mobilität um der sozialen Mobilität willen, und ihr ging es nicht um Optimierung der individuellen Leistungen um der Optimierung dieser Leistungen willen, sondern ihr ging es um gelingendes Leben (Schürmann, 2014b) – gelingend, gemessen an dem offensiv deklarierten, angesichts demütigender Leidenserfahrungen politisch hart erkämpften und bis heute gegen die Verächter der Moderne offen oder subtil umkämpften Maß menschlicher Würde. – The times, they are a changin', und da hilft auch kein „quengeln“ (Hegel). Freilich gilt in der Moderne, dass das Maß zur Bestimmung und Bewertung der Reise, die wir miteinander antreten wollen, durch uns deklariert und verbindlich gemacht ist, nicht aber durch Naturen, Götter, Sachzwänge. – Gesellschaften der Steigerung und Kulturen der Optimierung betreiben Raubbau an dieser politischen Errungenschaft zugunsten einer Idee maßloser Freiheit. Aber auch maßlose Freiheit ist nicht ohne Maß, sondern hat ihr Maß nur unsichtbar gemacht; sie ist Freiheit im Modus des Privilegs und kommt nur denen zu, die sie sich leisten können. Freiheit dagegen, die wir über uns haben (Kobusch, 2011), flaggt sich offen aus als Streit um das rechte Maß gemeinsam geteilter offener Entwicklung.

Literaturverzeichnis

- Balibar, É. (2012). *Gleichfreiheit. Politische Essays*. Berlin: Suhrkamp.
- Benner, D. & Brüggem, F. (1996). Das Konzept der Perfectibilité bei Jean Jacques Rousseau. Ein Versuch, Rousseaus Programm theoretischer und praktischer Urteilsbildung problemgeschichtlich und systematisch zu lesen. In O. Hansmann (Hrsg.). *Seminar: Der pädagogische Rousseau, Bd. II: Kommentare, Interpretationen, Wirkungsgeschichte* (S. 12-48). Weinheim: Deutscher Studien-Verlag.
- Böckelmann, J., Johnen, S. & Schürmann, V. (2013). Sport der Medialen Moderne. Ein gesellschaftstheoretischer Entwurf. In *Sport und Gesellschaft*, 10 (2), S. 119-142.
- Eisenberg, C. (1999). *„English sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939*. Paderborn u.a.: Schöningh.

- Galert, T. (2016). Grundzüge einer ethischen Folgenbeurteilung gentechnologischen Neuroenhancements. In S. Körner & J. M. Erber-Schropp (Hrsg.). *Gendoping. Herausforderung für Sport und Gesellschaft* (S. 45-61). Wiesbaden: Springer Spektrum.
- Kobusch, T. (1993). *Die Entdeckung der Person. Metaphysik der Freiheit und modernes Menschenbild* (2. Auflage). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997.
- Kobusch, T. (2011). Die Kultur des Humanen. Zur Idee der Freiheit. In A. Holderegger et al. (Hrsg.). *Humanismus. Sein kritisches Potential für Gegenwart und Zukunft* (S. 357-386). Basel: Schwabe.
- König, E. (2004). Ethik und die Zweckrationalität des technologischen Sports. In C. Pawlenka (Hrsg.). *Sportethik. Regeln – Fairneß – Doping* (S. 199-212). Paderborn: Mentis.
- Schürmann, V. (2006). ‚Die schönste Nebensache der Welt‘. Sport als Inszenierung des Citoyen. In *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 54 (3), S. 363-382.
- Schürmann, V. (2007). Personen der Würde. In F. Kannetzky & H. Tegtmeier (Hrsg.). *Personalität. Studien zu einem Schlüsselbegriff der Philosophie* (S. 165-185). Leipzig: Leipziger Universitäts-Verlag.
- Schürmann, V. (2009). ‚Person/Persönlichkeit‘. In M. Dederich & W. Jantzen (Hrsg.). *Behinderung und Anerkennung* (S. 144-152). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schürmann, V. (2011). Würde als Maß der Menschenrechte. Vorschlag einer Topologie. In *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 59 (1), S. 33-52.
- Schürmann, V. (2014a). Sich zu dem, was man schon ist, erst machen zu müssen. Zur Logik von Personalität. In *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 62 (5), S. 801-822.
- Schürmann, V. (2014b). Optimierte oder gelingende Leben? In O. Mitscherlich-Schönherr & M. Schloßberger (Hrsg.). *Das Glück des Glücks. Philosophische Anthropologie des guten Lebens* (Internationales Jahrbuch für Philosophische Anthropologie, Bd. 4, 2013/14, S. 147-163). Berlin, München, Boston: de Gruyter.
- Singer, P. (1984). *Praktische Ethik*. Stuttgart: Reclam.
- Spaemann, R. (1971). Autonomie, Mündigkeit, Emanzipation. Zur Ideologisierung von Rechtsbegriffen. In S. Oppolzer (Hrsg.). *Erziehungswissenschaft. Zwischen Herkunft und Zukunft der Gesellschaft* (S. 317-324). Wuppertal: Henn.
- Stekeler-Weithofer, P. (2002). Stolz und Würde der Person. Grundprobleme der (Bio)Ethik in einer mit Nietzsche entwickelten Perspektive. In *Nietzscheforschung. Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft*, 9 (2002), S. 15-29. Berlin: Akademie-Verlag.

Gendoping

Herausforderung für Sport und Gesellschaft

Körner, S.; Erber-Schropp, J.M. (Hrsg.)

2016, VIII, 257 S. 6 Abb., 3 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-12449-6